

II. Leibniztag

Festveranstaltung
am 3. Juli 2004
im Konzerthaus am Gendarmenmarkt

Begrüßungsansprache des Präsidenten der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, Dieter Simon

Meine Damen und Herren,
im Namen und Auftrag der Mitglieder und Mitarbeiter der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften begrüße ich Sie herzlich zum Leibniztag 2004.

Was Sie heute vorfinden, ist die sogenannte Spar- oder Schrumpfausgabe einer Festveranstaltung am Leibniztag. Das hat, anders als man es heutzutage gewöhnt ist, seinen Grund keineswegs in den üblichen und beklagenswerten Sparzwängen, die uns alle überfallen haben und deren Ende sicherlich noch lange auf sich warten lassen wird. Der kleine Saal soll also nicht zur Gewohnheit werden, sondern ist darauf zurückzuführen, daß von vornherein nur mit einer kleinen Zahl von Besuchern zu rechnen war. Dies wiederum ist dem Umstand geschuldet, daß uns aus allerlei unglücklichen Umständen der beliebte Festvortrag abhanden gekommen ist, so daß nur – sieht man vom musikalischen Leckerbissen ab – ein relativ dünner Akademiereport auf der Tagesordnung steht.

Das wird im nächsten Jahr wieder anders sein. Da dann aber ohnehin schon jetzt eine beachtliche Menge von Sensationen zu erwarten steht – z. B. der Wechsel im Präsidentenamt mit einer feurigen Regierungserklärung des neuen Präsidenten, die Anwesenheit von etwa 40 Nobelpreisträgern, die auf Einladung der Akademie am Leibniztag teilnehmen werden – und noch einiges andere, was uns jetzt schon intensiv beschäftigt, aber noch nicht verraten wird, haben wir uns vorgenommen das kleine Interesse nicht künstlich anzufachen, sondern die gewonnene Entlastung als Chance zum Atemholen zu benutzen, um den großen Sprung des Jahres 2005 dann um so eleganter zu bewältigen.

Eine kleine Kompensation für die Abmagerung haben wir uns allerdings doch einfallen lassen: Anders als in den drei letzten Jahren laden wir die Getreuen dieses Jahres zu einem Empfang in den Leibniz-Saal der Akademie, wo Sie sich bescheiden, aber vergnüglich in den Nachmittag treiben lassen können. Im übrigen wünsche ich Ihnen jetzt zwei interessante Stunden.

Verleihung der Ehrenmitgliedschaft der Akademie an Werner Albring durch ihren Präsidenten, Dieter Simon

Ehrenmitglieder, meine Damen und Herrn, wählt sich die Akademie in zweierlei Absichten.

Wenn sie Nichtmitglieder beruft, dann möchte sie sich durch die Wahl um eine prominente Kollegin oder einen prominenten Kollegen ergänzen, ohne diesen mehr zumuten zu wollen, als die Annahme dieser Ehrung. Wenn sie bereits berufene Mitglieder auszuzeichnen beschließt, dann geht es ihr um eine Erhöhung, verbunden mit der Hoffnung, daß die Erhöhten sich weiterhin nicht mit der Ehre begnügen und standhaft ihrer Rechte und Pflichten gedenken.

Letzterer Fall ist bei Werner Albring gegeben, der bereits 1994 in die soeben neukonstituierte Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften gewählt wurde und seitdem als getreues und geschätztes Mitglied in der Akademie wirkt.

Albring jetzt auszuzeichnen, gab es einen Anlaß. Der Anlaß ist sein bevorstehender 90. Geburtstag, denn er wurde am 26. September 1914 in Schwelm in Westfalen geboren und ist auch durch den mehr als 50jährigen Aufenthalt in Dresden nicht zum Sachsen geworden.

Nun ist der 90. Geburtstag zweifellos ein Anlaß für Geburtstagsgeschenke der verschiedensten Art. Aber ein Grund für die Ehrenmitgliedschaft ist er sicher nicht. Schon im Hinblick auf unsere allgemein ständig steigende Lebenserwartung müßte man der Akademie dringend raten, sich nicht der Gefahr einer übergroßen Zahl von Ehrenmitgliedern auszusetzen. Denn der Glanz eines Geehrten kann sich naturgemäß nur auf einer mächtigen Schicht von Gemeinen entfalten.

Es muß also auch einen Grund für die Ehrenmitgliedschaft geben und der kann nach den Gepflogenheiten unserer Institution nur in den herausragenden akademieadäquaten Leistungen unseres Mitglieds liegen – also etwa darin, daß der Kollege sich weit mehr als die anderen ehrwürdigen Mitglieder durch seine Lebensleistung um Wissenschaft und/oder ihre Anwendung verdient gemacht hat.

Die Leistungen Werner Albrings bestehen zunächst in seinen ungewöhnlichen Verdiensten als akademischer Lehrer. Er hat, seit er 1952 an der später zur Universität erhobenen Technischen Hochschule Dresden Professor und Direktor

des dortigen Instituts für Angewandte Strömungslehre wurde, mehrere Hundert Absolventen und einige Dutzend Promovenden betreut.

Das haben andere vielleicht auch getan. Albrings Besonderheit besteht darin, daß er diejenigen, die er betreute, auch für die gemeinsame Sache begeisterte. Daß er sie animierte, die „angewandte Strömungslehre“, wie er sie in seinem 1961 gedruckten, auflagenstarken Lehrbuch niedergelegt hat, nicht sofort berufsorientiert instrumentalistisch, sondern zuerst mit Lust und Liebe, mit Entdeckerfreude und Erfindungsstreben zu studieren. Daß er Vertrauen signalisierte, jederzeit gesprächsbereit war und pädagogische Zuwendung ohne Rücksicht auf persönliche Kosten investierte.

Gearbeitet hat der charismatische Pädagoge mit zwei sehr alten Methoden: Vereinfachung und Generalisierung – zwei Methoden, die leider nur von wenigen wirklich beherrscht werden und die bei vielen, die es trotzdem versuchen, auf Simplifizierung einerseits und die Verbreitung von Allgemeinplätzen andererseits hinauslaufen.

Albring kann und konnte auch schwierigste Sachverhalte mit einfachsten Worten zur Anschauung bringen und er hat es niemals versäumt, das Allgemeine im Besonderen aufzusuchen und die leitenden Prinzipien seiner Wissenschaft auch an anderer Stelle der Wissenschaftswelt zu vermuten. Auf diese Weise konnte er nicht nur mühelos enge fachliche Verbindungen zu anderen Disziplinen herstellen, sondern wurde auch überall verstanden und vermag Zuhörer zu beflügeln und Gefolgschaften zu mobilisieren.

Nicht zufällig lautet der Standardspruch abgewählter Politiker, es sei ihnen nicht gelungen, sich beim Wähler verständlich zu machen.

Werner Albring wurde immer verstanden. Deshalb hat er mehr als 30 Schüler als Anhänger, Weggefährten und Freunde erworben, die heute als Professoren an den Universitäten oder als Führungspersonal in den Forschungs- und Entwicklungsabteilungen der Industrie tätig sind.

Die DDR, die es eher höher schätzte als die alte Bundesrepublik, wenn ein Hochschullehrer glaubte, er habe mehr Pflichten als bloß sein Fachwissen vorzutragen, hat ihn für diesen Einsatz ausgezeichnet: mit dem Vaterländischen Verdienstorden, mit dem Nationalpreis und mit dem Titel Verdienter Hochschullehrer der Deutschen Demokratischen Republik. Sicher hat man bei diesen Auszeichnungen nicht nur an die Lehre, sondern auch an die Forschung gedacht. Denn obwohl man es immer wieder anders hört: es gibt doch kaum einen, der ein mäßiger Forscher und doch zugleich ein exzellenter Lehrer wäre.

Seine großartigen Forschungen haben Albring allerdings nicht nur Glück gebracht.

Am Anfang stand Unentschlossenheit. Wer für alles begabt ist und sich für vieles interessiert, für den entscheidet meistens der Zufall.

Der Zufall hieß Adolf Hitler, der 1933, im Abiturjahr Albrings, seinen Vater, einen radikalreformerisch gesonnenen Oberschullehrer, zwangspensionierte. Die eilends aufgenommene Lehre in einer Schwelmer Maschinenfabrik gab den Ausschlag für das Maschinenbaustudium in Hannover. Und von dort ging es ganz rasch weiter mit der Technikwissenschaft. Als 27-jähriger war er bereits Leiter an dem, am gleichen Ort befindlichen staatlichen Institut für Aerodynamik und Flugtechnik. Im Institut gab es Windkanäle und Wasserkanäle und Albring beschäftigte sich mit den Problemen, die Flugzeuge und Torpedos haben, wenn ihnen Schwingungen oder Strömungen zu schaffen machen.

Es war also versierte Waffenforschung, an der er zum Spezialisten für Strömungsmechanik wurde und damit wurde er für die Sieger des Zweiten Weltkriegs, die zu keinem Zeitpunkt die Absicht hatten, zum Faustkeil zurückzukehren, zu einem, man könnte sagen: interessanten „Mitarbeiter“, man könnte aber auch sagen: zu einem wertvollen Beuteobjekt.

Die Amerikaner brachten die Objekte, derer sie habhaft werden konnten, nach Amerika, die Russen nach Rußland.

Und so ist Albring für sechs lange Jahre, von 1946 bis 1952, nach Rußland geraten, ein Vorgang, der in den verschiedenen Darstellungen seines Lebensweges zu unterschiedlichen Zeiten bald so beschrieben wird, daß er nach Rußland „gekommen“ sei, bald so, daß er „verlagert“ oder „verbracht“, aber auch „verschickt“, „verfrachtet“, „verschleppt“ oder „deportiert“ worden wäre. Er selbst sagt gelegentlich, wenn er auf seinen nächtlichen Abtransport zu sprechen kommt, daß er sich plötzlich in Rußland „wiedergefunden habe“.

Die lange Haft des „Friedensgefangenen“ Albring hat die Gemüter der Nichtbetroffenen seinerzeit nicht sonderlich erregt. Im Westen wußte man nicht viel und im Osten wollte man nicht viel wissen. Erst sehr viel später, 1957, als der Sputnik die westliche Allianz in Panik versetzte, gab es eine seltsame und sehr typische gesamtdeutsche Reaktion.

In Westdeutschland stellte man sich halblaut die Frage, ob es denn die Russen auch ohne die „verlagerten“ Deutschen (z. B. Albring) geschafft hätten. Ganz laut durfte die Frage natürlich nicht gestellt werden, denn sie war unmodern nationalistisch und hätte die Amerikaner gekränkt, die analogen Überlegungen doch längst durch die Einbürgerung ihrer Objekte vorgebeugt hatten. In Ostdeutschland durfte die Frage überhaupt nicht gestellt werden, denn dort beleidigte sie nicht erst die Russen, sondern bereits deren herrschende Brudergenossen.

Werner Albring hat sich durch diese Frage zu einem bewegenden Buch anregen lassen. *Gorodomlia* [das ist die Verbannunginsel]. *Deutsche Raketenforscher in Rußland*, heißt es. Es ist zwischen 1957 und 1988 langsam entstanden und wurde schließlich 1991 bei Luchterhand publiziert. Wer es gelesen hat, hat viel dazugelernt. Auch ein Kapitel über verschiedene Beuteverwaltung ist darunter. Die

Amerikaner haben ihre Beute integriert, zu Amerikanern gemacht und auf diese Weise amerikanische Erfolge erzielt. Die Russen haben ihre Beute isoliert, ausgequetscht und nach Gebrauch zurückgegeben. Dergestalt gestärkt, haben sie russische Erfolge erzielt.

Als Albring zurückkam, hatte er sein altes Waffenwissen abgegeben. Den Zwang, es zu erneuern, durfte und konnte er sich erfreulicherweise ersparen. Er blieb auf Dauer in Dresden. Der Freunde wegen, der sozialen Ideale wegen und weil man ihm überzeugend sagte, daß er dringend gebraucht würde. Er war jetzt 38 Jahre alt, war voller Hoffnungen und Pflichten und ließ sich von der Wissenschaft verschlingen.

Wasserkraftmaschinen und Schaufelgitter, Turbulenzprobleme und Wirbelsysteme sind die Stichworte, die seine Forschungen von nun an leiten sollten. Die Wendung hin zur Grundlagenforschung setzte ein. Die Deutung der Strömung als universelles Phänomen beginnt sich abzuzeichnen, die nach der ultimativen selbstreferentiellen Wendung in jenem Ausspruch gipfelt, mit dem ihn seine Schüler gern zitieren: „Nun habe ich mich so lange mit Strömungsmaschinen beschäftigt, mußte aber erst älter als 60 Jahre werden, um zu erkennen, daß ich selbst eine Strömungsmaschine bin“.

Die Suche nach den Gesetzmäßigkeiten der Ähnlichkeit auf der Erde, am Himmel und im All, hat Albrings Rückbindung an den Boden allerdings nicht gelockert. Mag die Kunst (Malerei und Theater), ausgeübt und genossen, auch die Einsamkeit vertrieben und das Grauen gemildert haben, sie hat ihm nicht den Blick in das Janusgesicht der Technik verstellen können, die sich in gleicher Weise für die Lebenssicherung programmieren wie für das Zerstörungswesen instrumentalisiert läßt.

Erst mit der kritischen Kehre auf sich selbst und dem Versuch, der Ethik in seiner Wissenschaft Schneisen und Plätze anzuweisen, ist Werner Albring der bedeutendste Strömungsmechaniker Deutschlands geworden. Deswegen wünscht sich die Akademie ihn als Ehrenmitglied.

Dankesrede von Werner Albring

Ich danke sehr herzlich den Kollegen der Akademie für die große mir erwiesene Ehrung, mich zum Ehrenmitglied zu ernennen, die mich eigentlich hätte sprachlos machen sollen, ganz im Sinne einer von unseren Akademiemitgliedern Duddeck (einem Bauingenieur) und Mittelstraß (dem Philosophen) herausgegebenen Broschüre mit dem Titel: *Die Sprachlosigkeit der Ingenieure*.

Als ich 40 Jahre alt gewesen war, gratulierte ich meinem hochgeschätzten Dresdener Kollegen Walter Pauer, dem siebzigjährigen Energiewirtschaftler, zu dessen Berufung in die Berliner Akademie. „Ach wissen Sie“, antwortete er „das werde ich als eine Art Alterserscheinung.“

Ich selbst bin nun fast 90 Jahre alt geworden, ich bin dem Schicksal dankbar, daß es mich so lange gesund und schaffensfähig gehalten hat. Als Fünfundvierzigjähriger wurde ich in die Berliner Akademie berufen, ich habe also während der Hälfte des Lebens den Vorzug genossen, an wissenschaftlichen Aussprachen teilzuhaben. Nicht nur mit den engeren Fachkollegen, sondern auch mit Spitzenkräften der Physik, Mathematik und mit Vertretern weiter entfernter Gebiete wie Biologie, Chemie, Geisteswissenschaften, Geschichte, Literatur, Medizin und Wirtschaft. Das war mir ein wundervoller Ausgleich in unserer Periode gewesen, in der analytische Arbeiten geliefert werden, eine Periode, in der die notwendige Synthese weitestgehend unterbleibt.

Große Vorbilder in der Arbeit meines Fachgebietes, der Strömungsmechanik, einem Teilgebiet der Physik, sind mir die Akademiemitglieder vergangener Zeiten Leonhard Euler, Hermann Helmholtz und Ludwig Prandtl geblieben.

Mich hatte es gereizt, auf dem Forschungsfeld in den großen Urwald des noch Unbekannten vorzudringen und einige neue bescheidene Wege anlegen zu können. Das Vordringen wird bestimmt von Hypothesen, die zum Ziel führen könnten, von deren Prüfung, vom Erkennen von Widersprüchen und dem Suchen nach neuen besseren Hypothesen.

Solche und ähnliche Zusammenhänge sind mit verallgemeinernden Ergebnissen auch von modernen Philosophen bedacht worden. Der englische, in Österreich geborene Philosoph Karl Raimund Popper (1902 bis 1994), war auch ein tiefgründiger Kenner von Naturwissenschaft und Mathematik gewesen; er ordnete den Ablauf der Forschungsarbeit in eindreistufiges Schema: Erstens: das Problem, zweitens: die Lösungsversuche, drittens: die Elimination.

Er gliederte in das Schema nicht nur die Abschnitte der biologischen Evolution entsprechend Darwins Prinzip ein, sondern auch den Ablauf wissenschaftlicher Forschung. Im Anfang steht das Problem; die griechische Philosophen sagten, das Problem sei ein Faktum, das den Denker verwundert. Gelöst wird es nach der Methode, die schon der gesunde Menschenverstand benutzt, das ist die

Methode von Versuch und Irrtum. Es ist das Verfahren, versuchsweise Problemlösungen aufzustellen, sie zu erproben und sodann falsche Lösungen als irrtümlich zu eliminieren. Eine Lösung nach der anderen wird ausprobiert und eliminiert bis schließlich eine Lösung, die aller Kritik standhält, als Problemlösung anerkannt wird. Popper schreibt, die Wissenschaft sei ebenfalls als biologisches Problem einzugliedern, denn wir lernen durch Eliminieren von Fehlern zur Problemlösung vorzudringen. Das besondere der Wissenschaft liegt im bewußten Einsatz der kritischen Methode. Nur mit deren Anwenden ist das Wachsen von Erkenntnissen erklärbar. Ein weiterer Satz von Popper ist bemerkenswert: „Alle vor-wissenschaftliche Erkenntnis, ob tierisch, ob menschlich, ist dogmatisch, und erst mit der Erfindung der nicht-dogmatischen Methode, das heißt der kritischen Methode, beginnt die Wissenschaft.“

Verleihung der Helmholtz-Medaille

Laudatio des Akademiepräsidenten, Dieter Simon

Die Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften verleiht ihre höchste wissenschaftliche Auszeichnung, die Helmholtz-Medaille, an Hans-Ulrich Wehler.

Hans-Ulrich Wehler wurde 1931 im Siegerland geboren. Das Siegerland, so las ich schon vor einigen Jahrzehnten in einem Bericht, sei diejenige deutsche Region, aus der seit eh und je die knorrigsten Originale kämen. Man durfte also schon seinerzeit einiges erwarten. Der Geburtsort war Freudenberg, 14 km auf der Landstraße von Siegen entfernt. Man kann durch die Hauberge, die durch die ehemaligen Lohgerbereien entstanden sind, in zwei bis drei Stunden zu Fuß dorthin gelangen und steht dann nach der Meinung der Einwohner im schönsten Fachwerkhaus-Dorf der Welt. Niemand hat das bisher überprüft. Aber man versteht sofort, daß die Einheimischen selbstbewußt sein müssen. Denn in einem südlichen Gemüt regt sich bei einem Besuch kaum Heiterkeit. Die Bevölkerung ist ernst. Sie hat ihr Auskommen, aber sie ist nicht wohlhabend. Kein Grund zum Übermut. Es regnet viel in dieser Gegend, die als Hochburg des Pietismus gilt.

Wer wissenschaftlich erklären möchte, wie es einer solchen Gegend gelingen konnte, einen solchen Mann hervorzubringen, von dem man kürzlich in der *ZEIT* lesen konnte, er habe „ein grandioses Werk“ geschaffen „eines der bedeutendsten der deutschen Geschichtswissenschaft der letzten Jahre – souverän in der Verarbeitung einer riesigen Forschungsliteratur, scharfsinnig im Urteil, randvoll mit pointierten Thesen und originellen Interpretationen“, wer also begründen wollte, wie aus einem eher trüben Nest ein Gigant entsprang, der müßte belastbare Theorien über den Zusammenhang zwischen grauem Himmel, Schieferdächern, schmucklosen Kirchen und Hochbegabung entwickeln, die vielleicht den einen oder anderen Psychoanalytiker oder Kulturanthropologen beeindruckten könnten, aber sicher nicht den Beifall von Wehler finden würden.

Also sollte man vorsorglich auf solche Spekulationen verzichten, denn Hans-Ulrich Wehler zu reizen, ist nicht ratsam. Schließlich ist er schon ungereizt kein gerade sehr sanftmütiger Zeitgenosse.

„Streitbar“ nennen ihn die Kollegen und die Medien, weil ihnen kein besseres Wort einfällt. Was sie damit sagen wollen ist dies: Wir haben einen Revolutionär

vor uns. Einen Rebellen gegen die Traditionen seines Fachs. Einen, der in der Mitte der 60er Jahre angetreten ist, das Banner des Historismus abzureißen, der an die Stelle der klassischen Politikgeschichte, die die historischen Prozesse vom Staat aus betrachtete, eine Beobachtung aus der Perspektive der Gesellschaft setzte, der Erklärungen und theoretische Modelle favorisierte und von blumiger Erzählung nichts wissen will, dem Wissenschaft und Kritik mehr bedeutet als flauschige Anschaulichkeit und sinnliche Verständlichkeit. Wer sich derlei schon beim Start vornimmt, der hat keine Zeit für Zimperlichkeiten. Der muß um jede Position kämpfen und jeden Schritt gewonnenen Bodens verteidigen. Wer ein Paradigma wechseln will, muß abweichende Meinungen personalisieren, der muß Gruppen bilden, darf nur die Guten ins Töpfchen lassen und muß die Schlechten verschlingen.

Das ist bekannt und ein Rezept. Aber dadurch allein wird man noch nicht „streitbar“.

Diesen Titel erwirbt man erst dann, wenn man sich nicht zur Ruhe setzt, obwohl eigentlich alles vorbei ist und man zufrieden auf das bestellte Feld blicken könnte. Wenn die einen ehrerbietig vom „Nestor der Sozialgeschichtsschreibung“ reden, die anderen ein wenig süffisant, aber immer respektvoll, vom „Mandarin aus Bielefeld“, wenn von „Theoriehegemonie“ gesprochen wird oder vom „Bielefelder Zeus“, dem Initiator und Motor der sozialwissenschaftlichen Wende. Denn dann wäre es doch eigentlich an der Zeit, daß der Großgrundbesitzer und Patrimonialherr den anderen, den „Traumtäänzern“ und „Denkverwilderten“ ebenfalls ihren kleinen Vorgarten gönnte und sie nicht „schlampig“ nennen würde oder „verstockt“, „verstiegen“ oder „ahnungslos“, „enttäuschend“ oder „unerheblich“.

Aber nichts da. Die Leidenschaft des Aufklärers hat nicht nachgelassen. Kein radikaler Konstruktivismus hat sein Vertrauen in die Erkennbarkeit von Geschichte angefressen. Die Hingabe an Rationalismus, an Theorie, an Wissenschaft und deren Fortschritt ist ungebrochen. Die Inflation von „Besinnung“ und „Bewältigung“ hat keinen Überdruß gegenüber der Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus hervorgerufen. Allenfalls marginal irritiert hat ihn die unerwartete überschwengliche Privilegierung kulturanalytischer Studien. Das Alter hat das Leistungsethos, das entsagungsvoll zähe Ringen um handwerkliche Perfektion, den Willen zur Rechenschaftslegung über Denkprämissen und Problemstrukturierung nicht gedämpft.

Zweifellos ist das Bielefelder Projekt, d. h. die Absicht, auf breiter Historikerfront eine sozialwissenschaftliche Wende herbeizuführen, mit überwältigendem Erfolg geglückt.

Aber Wehler hat das Projekt nicht für beendet erklärt. Und deshalb ist und gilt er zu Recht als „streitbar“.

Noch ist das staunenswerte Hauptwerk nicht abgeschlossen. Hans-Ulrich Wehler hat sehr viel geschrieben: Bücher und Aufsätze – mehr als 250 jedenfalls. Vieles davon wurde immer wieder aufgelegt und in zahlreiche Sprachen übersetzt. Er ist als umsichtiger Herausgeber aufgetreten und als Zeitschriftengründer. Sogar Juristen sind als Bezieher des Periodikums *Geschichte und Gesellschaft. Zeitschrift für Historische Sozialwissenschaft*, das er bis heute betreut, ausfindig gemacht worden.

Aber das Zentrum bildet fraglos die monumentale *Deutsche Gesellschaftsgeschichte*. Vier Bände mit knapp 4500 Seiten. Begonnen wurde 1700, im Gründungsjahr dieser Akademie. Geplant war ein Ende mit dem Jahre 1949, als Deutschland sich in zwei Staaten zerlegte. Aber sein Erkenntnisgegenstand hat Wehler einen Strich durch die Rechnung gemacht. Die Wende von 1989/90 und ihre Fortsetzung haben seine Perspektive verändert. Wir dürfen jetzt auf einen fünften Band von 1949 bis 1990 hoffen.

Denn das Buch wurde geschrieben, „um dem Leser über einen längeren Zeitraum die Entwicklung Deutschlands, die in den Abgrund und aus ihm herausführte, zu zeigen“ und zugleich, um darzulegen, „daß wir Deutschen die unglaublich seltene historische Chance haben, uns nochmals in einem neuen Staat im Westen endlich angemessen einzurichten.“

Es sind pädagogische und politische Absichten, die hier annonciert werden. Kein Unternehmen nur der forschenden Neugierde, des selbstreflexiven Gelehrtentums, bei dem der Pfeil im wesentlichen auf die eigene Brust zielt. Sondern eine entschiedene Ausrichtung auf die Gesellschaft, auf die Zeitgenossen – ein aufklärerisches Vorhaben und ein missionarisches zugleich. „Oberlehrer“, „Inquisitor“, „Notengeber“ und „Zensor“ sind daher häufig die mißmutigen Vokabeln der Kollegen und Intellektuellen, die sich diesem Furor ausgesetzt sehen, der sie zum Denken zwingen will.

Der Bürger ist weniger betroffen. An ihn wendet sich Wehler in diesem Opus Magnum auch nicht in erster Linie. Sein Adressat ist der Experte, der Fachmann und der, der sich dafür hält.

Deshalb ist das Werk auch alles andere als leicht konsumierbar. Es ist ausgesprochen schwierig, enzyklopädisch und anstrengend. Kristallklar und erschöpfend. Argumente werden unerbittlich bis in ihren tiefsten Wurzelgrund aufgebohrt und auf Gesundheit oder Fäulnis untersucht. Die entlegenste Fundstelle erweist sich als gelesen und geprüft. Der Leser muß geduldig sein und gebildet und politisch wach – oder sich zu all dem durch Wehler schulen lassen. Selbst seine erbiterten fachlichen Gegner räumen zähneknirschend ein, daß man bedauerlicherweise an diesem Werk nicht vorbeikomme. Man kann es umfahren oder überklettern. Aber das fällt dann jedem auf. Besser also, man arbeitet sich hindurch. Das färbt zwar unweigerlich ab, aber reicher ist man in jedem Fall.

Ein solches Werk verlangt viel und hat hohe Kosten. Asketische Selbstdisziplin etwa – aber auch Entsagung und Rücknahme dort, wo das Temperament zu anderem drängen würde. Die Leserfreundlichkeit leidet. Das Literarische wird eingezäunt, gebändigt und gestutzt. Das Narrative eingestampft, vielfach gekeltert und gesiebt bis es sich dem gelehrten Traktat anbequemt.

Das alles ist ganz wider die wirkliche Natur des Hans-Ulrich Wehler. Denn er ist ein kapitaler Meister der Sprache. Ein leidenschaftlicher, polemischer und witziger Formulierer, wie seine tagespolitischen Essays, seine Interviews und seine zahlreichen Einmischungen zur Genüge beweisen, die sich an jedermann in unserer Gesellschaft wenden, keinen auslassen, aber auch keinen verschonen. Man wird es unbegrenzt bedauern, daß diese so außerordentlich erfrischende Kompetenz häufig systematisch auf dem Altar strikter Wissenschaftlichkeit geopfert wurde.

Auch beim politischen Traktat ist Geradlinigkeit sein Markenzeichen, leistet er sich keine Zweideutigkeiten.

Wer etwa – wie ich – bei seinem Wunsch, die Türkei in der EU zu sehen, das Argument benutzt, er halte es für eine Chance, ein bedeutendes islamisches Land zu integrieren, zu säkularisieren und fundamentalismusimmun zu machen, der bekommt gesagt: „Dieses Argument grenzt an politischen Schwachsinn. Man kann die Kulturgrenze nicht in einem Akt mutwilliger Selbsterstörung ignorieren“ und wer – wie ich – ein entschiedener Freund des Völkerrechts und Gegner militärischer Prävention gegen gemutmaßte Drohungen ist, der kann sich im selben Interviewtext an der Feststellung erfreuen, daß „das schwachsinnige Kalkül, man könne mit einem großen Militärschlag die politischen Probleme lösen“ nicht aufgehen werde, da in „der neueren Geschichte kein einziger Präventivkrieg zu dem gesteckten Ziel geführt“ habe.

Wenn wir schließlich die manchmal gepflegten Überlegungen, uns bei Gelegenheit wieder „Preußische Akademie der Wissenschaften“ zu nennen, fortführen würden, bekämen wir von Wehler, wie ich vermute, den von uns an anderer Stelle gepflücktem Hinweis: „Leichen widersetzen sich der Wiederbelebung und jede Form der politischen Nekrophilie ist abartig“.

So geht es einem mit Hans-Ulrich Wehler; und so ging es den Wissenschaftlern, den politisch Interessierten, den Kollegen und den bewußt in ihrer Zeit lebenden Bürgern schon immer mit ihm.

Da war, um nur noch zwei Dinge zu erwähnen, der mit wenig Recht so genannte „Historikerstreit“, bei dem es nicht um fachliche Auseinandersetzungen um die treffendere Deutung historischer Quellen, sondern um eine politische Kontroverse, um die scheinbar in Gefahr geratene politische Kultur der Bundesrepublik ging. Ob das wirklich der Fall war, wird sich nicht mehr feststellen lassen. Daß eine Bande von Revisionisten aufgebrochen sei, um uns in den braunen Sumpf

zurückzuführen, hat auch Wehler weder geglaubt noch behauptet. Aber gehandelt hat er so, als ob er fest davon überzeugt sei. „Entsorgung der deutschen Vergangenheit“ hieß die wüste Streitschrift von 1988, mit der er in die Debatte eingegriffen und seine Gegner zügellos niedergemacht hat – eine Blutspur, die auch heute noch da und dort unter der Kruste sichtbar wird.

Schließlich ist aber auch sein Auftritt während jener, etwas weniger spektakulären, aber quälenden Auseinandersetzung um die „braunen Wurzeln“ amtierender Historiker in Erinnerung geblieben, bei der nicht zuletzt auch seine eigene Schülerkarriere unter dem Historiker Theodor Schieder zur Debatte stand, den von seiner Schreibtischtäterschaft nicht freizusprechen er nicht zögerte. Hier erlebte man einen Wehler der grübelnden Beklommenheit, einen Mann, der vielen der sonst eher von ihm verachteten Grautöne zuneigte, der die spätere Lernbereitschaft der schweigsamen Rückkehrer sorgsam abwog gegen eine artifizielle Unschuldserklärung und der jede Selbstgewißheit vermissen ließ.

Ausgezeichnet hat seine Heimat diesen ausgezeichneten Mann bisher eher spärlich. Das liegt in der bekannten Natur von Orden, Ehrungen und Preisen. Sie verleihen sich nicht von selbst, sondern werden verliehen. DIE Wissenschaft etwa hätte Wehler sicher schon längst alle Preise verliehen, derer sie hätte habhaft werden können. Die Wissenschaftler sind dazu weniger bereit. Es muß eben immer einer aufstehen und zum Lobpreis entschlossen sein. Dazu braucht der potentielle Preisträger allerdings eine gewisse Anschmiegsamkeit an die Verhältnisse oder wenigstens die freundliche Bereitschaft, das Unerträgliche als das Unvermeidliche hinzunehmen.

Dafür ist Hans-Ulrich Wehler nicht zu haben. Er ist, wie er selbst sagt, ein Verehrer des agonalen Prinzips und schätzt die Mobilisierungskraft des Konflikts. Dafür gibt es zwar keine Auszeichnungen, aber hinlänglich Leistungsmotivation. Also beflügelt hat er an einer Unmenge von Themen gearbeitet. Um ihn selbst zu zitieren: „Ob es um Kapitalismus und Bürokratie in einem deutschen Großunternehmen, um Agrarverbände oder Industrielobby, um Antisemitismus, Imperialismus, Militarismus, um das Verhältnis von Liberalismus und Demokratie, von Sozialdemokratie und Nationalstaat, um bürgerlichen Mittelstand und Nationalsozialismus, um Herrschaft und Widerstand im sogenannten Dritten Reich ging – wie auch immer, man durfte wissenschaftlich, politisch und auch lebensgeschichtlich das Gefühl haben, an lohnenden Projekten zu arbeiten“ – und, so setzt die Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften hinzu, in der seelenfrohen Gewißheit leben, Übertreffendes geschaffen zu haben. Für diese wissenschaftliche Gesamtleistung zeichnen wir Sie aus.

Danksagung des Preisträgers Hans-Ulrich Wehler

Nach der Laudatio von Dieter Simon liegt mir sehr daran, das individuelle Element der Auszeichnung mit der Helmholtz-Medaille möglichst entschieden zu relativieren.* Ich versuche das in drei Schritten.

Wichtig scheint, erstens, die Zugehörigkeit zu einer bestimmten politischen Generation zu sein, die man in letzter Zeit öfters „Generation 45“ genannt hat. Gemeint sind damit ungefähr die Jahrgänge zwischen 1927/28 und 1942/43, die als junge Soldaten und Flakhelfer, Pimpfe und Kinder im Bombenkrieg oder auf der Flucht vom Krieg nachhaltig versehrt wurden. Nicht wenige von ihnen, welche die Wissenschaft als Beruf wählten, haben sich immer wieder in die Arena der öffentlichen Diskussion begeben – schon deshalb, weil der Stachel des Vorwurfs gegen die Elterngeneration, die durch ihren rechtzeitigen Protest 1933 und seine Folgen vielleicht hätte verhindern können, tief saß. Man braucht bei diesem Typus des westdeutschen „Public Intellectual“ nur an Ralf Dahrendorf und Jürgen Habermas zu denken, an Rainer Lepsius, Christian Meier, Thomas Nipperdey, Ernst-Wolfgang Böckenförde, Jürgen Kocka, Dieter Grimm, Reinhard Rürup und andere. Die Zugehörigkeit zu dieser „Generation 45“ bedeutete, einem anregenden, spannungsreichen, doch freundschaftlich verbundenen, stets herausfordernden lockeren Verband anzugehören, in dem die Spitzenreiter für ein nicht leicht mitzuhaltendes Tempo und Konkurrenzdruck sorgten.

An zweiter Stelle denke ich an die akademischen Lehrer, den Historiker Theodor Schieder und den Soziologen René König in Köln, an den Historiker Hans Rosenberg in Berkeley und später in Freiburg. Alle waren genaue Kenner und Verehrer von Max Webers Werk. Damit haben sie einen nachhaltigen Einfluß ausgeübt, der sich mit ihrer fachwissenschaftlichen Anregung und Liberalität im Umgang mit Jüngeren verband.

Und schließlich ist da die außerordentlich prägende Erfahrung mit der Fakultät für Geschichtswissenschaft an der neu gegründeten Universität Bielefeld. Rund 18 Jahre haben wir dort zusammen gewirkt: Jürgen Kocka und Reinhard Koselleck, Sidney Pollard und Hans-Jürgen Puhle, Klaus Schreiner und Wolfgang Mager, dazu ein Dutzend weitere Historiker – jeder auf durchaus unterschiedliche Weise für die programmatische Gründungskonzeption einer „theoriegeleiteten Sozialgeschichte“ engagiert. Hier wiederholte sich im täglichen Kontakt die stimulierende und korrigierende Situation der Kooperation, aber auch des Wett-

* Mir schien es angebracht zu sein, bei dieser Gelegenheit nicht einen vorbereiteten Text vorzulesen, sondern in freier Rede zu antworten. Acht Monate später wünscht sich die Akademie aber einen Text. Wenn mich die Erinnerung nicht trügt, habe ich die folgenden Argumente geltend gemacht.

bewerbs. Was dann nach der permanenten Diskussion noch glaubwürdig Eigenwuchs war, läßt sich kaum bestimmen.

Blickt man auf diese drei formativen Konstellationen zurück, tritt die Lebensklugheit eines Satzes wieder zutage, der die Ergebnisse der umfangreichen Forschungen zur Sozialisation in der Familie, im Freundeskreis, an der Schule und Universität in epigrammatischer Kürze zusammenfaßt: „Was wir sind verdanken wir anderen“. In diesem Sinne empfinde ich die Ehrung mit der Helmholtz-Medaille als Anerkennung des prägenden Einflusses dieser „anderen“.

Verleihung der Leibniz-Medaille

Dieter Simon

Die Leibniz-Medaille, die die Berlin-Brandenburgische Akademie in Anerkennung besonderer Verdienste um die Förderung der Wissenschaften verleiht, geht dieses Jahr an Hasso Plattner.

Die Begründung für diese Verleihung finden Sie in der für den heutigen Tag vorbereiteten kleinen Broschüre Medaillen und Preise 2004.

Dort wird in akademiekorrektur Fassung das mäzenatische Engagement von Hasso Plattner gepriesen, wie es sich etwa durch die 1998 an der Universität Potsdam erfolgte Gründung des Hasso-Plattner-Instituts für Softwaresystemtechnik zeigte, welches mit dem höchsten privaten Finanzaufwand in Millionenhöhe errichtet wurde, der je an einer deutschen Hochschule gestiftet wurde. Oder in der einzigartigen Unterstützung beim Ausbau der Mannheimer Universitätsbibliothek, wo durch eine der größten privaten Spenden innerhalb der deutschen Hochschullandschaft die Aufstockung des Schloß-Mitteltraktes nach historischem Vorbild ermöglicht wurde.

Leider kann Professor Plattner heute nicht anwesend sein.

Eine Laudatio in Abwesenheit ist zwar im Geschäft der Medaillen und Auszeichnungen nicht unüblich, gehört aber nicht zum Stil der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, die auch ihre Preise, Urkunden und Medaillen nicht durch die Post zustellen läßt.

Wir möchten unsere Preisträger sehen, sie – wenn auch vielleicht nur kurz – kennenlernen. Eine Laudatio in Abwesenheit gleicht demgegenüber einer Geburtstagsrede am gedeckten Mittagstisch, während das Geburtstagskind im Garten spazieren geht. Man sollte warten, bis es wieder zurückkehrt, um dann angemessen mit ihm zu feiern.

So ziehen auch wir es vor, auf eine andere, glücklichere Gelegenheit zu warten, um *mit* Hasso Plattner zu feiern statt – in seiner Abwesenheit – gleichsam *über* ihn. Wir werden Sie rechtzeitig zu dieser Feier einladen.

Was den jetzt folgenden Programmpunkt betrifft, so haben Sie alles, was die offiziellen Fundstellen über Jocelyn B. Smith zu berichten haben, als kleinen Ausdruck in Ihrer Einladung vorgefunden. Hinzufügen sollte ich aber noch, daß die Sängerin kürzlich ihr zweites Soul-Album publizierte. In ihm hat sie ge-

schickt das ganze Panorama ihrer reichen Begabung und vielfältigen Kunst ausgebreitet – wer also heute durch den kleinen Ausschnitt aus ihrem Schaffen Appetit auf mehr und anderes bekommen wird, dem sei diese CD wärmstens empfohlen. Und nun – viel Vergnügen mit Jocelyn B. Smith.

**Bericht des Präsidenten
der Berlin-Brandenburgischen
Akademie der Wissenschaften, Dieter Simon**

*Rede, die der Bundeskanzler am Leibniztag 2004
fast gehalten hätte*

Meine Damen und Herren!

Vor einigen Wochen nahm ich als Gast an der Jahresfeier der Heidelberger Akademie der Wissenschaften teil. Der Präsident dieser Akademie sollte, nicht anders als ich heute, einen Rechenschaftsbericht vorlegen.

Solche Rechenschaftsberichte stellen für den Redner eine große Herausforderung dar. Er möchte den Report möglichst positiv gestalten, darf aber Mißerfolge und Fehlschläge nicht gänzlich unterdrücken. Es muß dargestellt werden, daß vieles, aber jedenfalls nicht alles erledigt wurde, so daß noch Pläne und Entschlüsse für die Zukunft nötig und plausibel erscheinen. Triumphalismus gilt als geschmacklos. Nüchterne Fakten sind zu präsentieren, aber die sollen sich dennoch nicht wie aus dem Telefonbuch vorgelesene Auszüge anhören. Kurzum: Rechenschaftsberichte sind für Redner und Hörer gleichermaßen strapaziös.

Kluge Berichterstatter suchen daher stets nach Mitteln und Wegen, wie sie mit diesem Dilemma, daß der Rechenschaftsbericht einer sein muß und doch keiner sein darf, fertig werden könnten.

Der Präsident der Heidelberger Akademie ist dabei auf folgende vorbildliche Idee verfallen.

Er hat zunächst das Bild, daß der Jahrestag im Kern und Wesen ein Festtag mit Freunden und lieben Gästen sei, kräftig ausgemalt. Dann hat er mit generellem verbalen Gestus die Akademie als äußerst erfolgreich, wenn auch noch en détail als verbesserungsbedürftig und verbesserungsfähig geschildert. Dergestalt an der Schwelle der Fakten und des Beweises angelangt, stellte er fest, daß die knappe Zeit des festlichen Miteinander viel zu kostbar sei, als daß sie mit der peniblen Aufzählung von Projektverhältnissen und Wissenszuständen verschwendet werden dürfe. Alsdann hat er eine wissenschaftspolitische Rede über Akademien aus nationaler und regionaler Sicht gehalten.

Exempla trahunt, sagt der Humanist. Aus Beispielen können Vorbilder werden. Auch wir haben schließlich eine hervorragende positive Bilanz vorzuweisen. Unsere Akademienvorhaben leisten, wie Jahrbuch und Circular zeigen, exzellente Grundlagenforschung. Die Arbeitsgruppen blühen und ihre Ergebnisse werden überregional diskutiert. Wir haben Administration und Akademiegemien reformiert und unsere Nahziele „Arbeitsakademie“ und „Hauptstadtakademie“ allmählich erreicht. Wir haben zahlreiche wissenschaftspolitische Podien abgehalten und eine reiche Beratungstätigkeit entfaltet. Schließlich könnte gewiß auch dieser Präsident eine wissenschaftspolitische Rede halten.

Aber natürlich ist die schlichte Nachahmung nicht empfehlenswert. Man fühlt stets die Vorbehalte gegenüber der Imitation. Außerdem möchte man das Vorbild überholen. Womöglich ohne es einzuholen, wie Walter Ulbricht seinen Wunsch, Kapitalist zu sein, ohne es vorher werden zu müssen, unvergeßlich auf den Begriff brachte.

Ich hatte auch bereits einen Plan. Die Wissenschaftspolitik, da sind wir uns mit Heidelberg einig, ist in einem rohstoffarmen, vom Dichten und Denken der Vergangenheit lebenden, von mürrisch vor sich hinalternden Bürgern, dicht besiedelten und durch die Einwanderung der Falschen und die Abwanderung der Richtigen bedrohten Land eine zentrale Aufgabe. Eine Aufgabe, die Ressourcen erschließt und Identitäten sichert. Also eine Aufgabe, wie sie Regierungen, genauer: die Regierungschefs selbst, wahrzunehmen pflegen.

Haben wir also, statt selbst zu denken, den Bundeskanzler eingeladen. Fände der sich bereit – so die Spekulation – die Richtlinien der Wissenschaftspolitik vor einer andächtigen Gemeinde aus Wissenschaftlern und Wissenschaftsfreunden souverän auszupacken und vorzustellen, dann wäre nicht nur Heidelberg überholt, sondern auch wir selbst wüßten, wo wir sind und was uns bevorsteht.

Man ist schließlich nervös.

Nicht nur PISA und andere Schocks sitzen tief. Alles läuft schlecht. Die Schulden sind riesig; die Arbeit ist versiegt; die Europameisterschaft verloren; die Alten vermehren sich, die Jungen nicht; die Naturwissenschaften setzen ihr Wissen nicht in Produkte um; die Geisteswissenschaften müssen sich allein von Geist ernähren.

Als sich kürzlich frühmorgens mein Radiowecker mitten in einer Meldung einschaltete, hörte ich nur noch: „Deutschland besetzte – noch hinter Albanien – den achten Platz von 36“. „Noch hinter Albanien“ – schon der Klang solcher Mitteilungen verdirbt einem schonungslos den Tag. Offenbar hatte uns schon wieder irgendwo ein Zwerg überraschend im Lesen, Rechnen und Kombinieren geschlagen. Zwar stellte sich alsbald heraus, daß es nicht um europäische Wissen-

schaft, sondern um europäische Songs gegangen war, bei denen ein gewisser Max Mutzke sich nicht in der Lage gezeigt hatte, die hochgespannten deutschen Erwartungen zu erfüllen. Für die Wissenschaft ist das jedoch kein Trost. Der Vorfall beweist lediglich, daß wir nicht nur im Fußball, sondern selbst im Singen nur durchschnittlich sind.

Also der Bundeskanzler. Der ist zwar in Schwierigkeiten, wäre aber vielleicht gleichwohl in der Lage, aus der kränkelnden Agenda 2010 die Vision einer gesunden Wissenschaft 2010 hervorgehen zu lassen. Dann würde ein schnell und unauffällig hingehauchter Rechenschaftsbericht des Präsidenten vom Rauschen der großen Politik gnädig verschluckt werden.

Der Bundeskanzler soll, so hörten wir, unserer Einladung huldvoll zugenickt haben. Als er dann aber staatsmännisch Notwendigkeiten und Möglichkeiten kritisch gegeneinander abwog, schien es ihm doch, daß in Nordrhein-Westfalen mehr auf dem Spiel stehe als in Berlin. Zwar feiern wir unser 304jähriges Bestehen und Bayer Leverkusen erst das einhundertste. Aber dafür haben wir auch nur 140 Mitglieder und der „Turn- und Spielverein“ in Leverkusen hat laut seiner Website genau 11.000 Mitglieder mehr, nämlich 11.140 – ganz zu schweigen von den vielen Anhängern, die bei uns bekanntlich erst noch gewonnen werden müssen.

Also verneigten wir uns, demokratiebewußt und mißgelaunt, vor dem Wahlkampf. Statt uns aber jetzt über die rechenschaftsgeeigneten Fakten zu beugen, beschäftigte uns intensiv die Frage, welcher Art die Rede wohl gewesen wäre, die der Bundeskanzler fast gehalten hätte.

Es geschah, was häufig geschieht, wenn man zuviel grübelt – und was vor allem unter Professoren sich immer wieder zu ereignen scheint: am Ende wird man ein wenig größenwahnsinnig. Ich beschloß, ohne zu fragen, ohne Rückversicherung und auf die Gefahr hin, mir höchste Mißbilligung zuzuziehen, die Rede des Bundeskanzlers selbst zu halten.

2

„Liebe Mitbürgerinnen und Mitbürger!

Seit geraumer Zeit ist die deutsche Wissenschaftslandschaft erheblich in Bewegung geraten – nicht zuletzt aufgrund der zahlreichen Anstöße, die diesbezüglich von meiner Regierung ausgegangen sind. Universitäten und außeruniversitäre Einrichtungen waren – aus eigener und fremder Initiative – Gegenstand vielfältiger Beobachtung und Reformbemühung. Auch über die deutschen Akademien wurde im letzten halben Jahr viel gesprochen – mehr als in den gesamten 15 Jahren, die seit der Wiedergewinnung der Möglichkeit gesamtdeutscher Wissenschaftspolitik verstrichen sind.

Deshalb freut es mich besonders, daß ich an dieser Stelle, in der ehrwürdigen Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, einige grundlegenden Perspektiven der Wissenschaftspolitik der Bundesregierung erläutern kann.

3

Was die prinzipielle Orientierung meiner Wissenschaftspolitik angeht, lasse ich mich von einem einzigen, zwar nicht neuen, aber nicht immer nachhaltig beachteten Gesichtspunkt leiten.

Es ist allgemein bekannt, daß aufgrund der dürftigen Ausstattung unseres Landes mit natürlichen Reichtümern und angesichts unserer inneren Lage und Verhältnisse die wissenschaftlich-technischen Fähigkeiten und das Wissen deutscher Bürger zwar nicht die alleinigen, aber doch die entscheidenden zukunftssichernden Faktoren sind. Deshalb habe ich im Rahmen der Agenda 2010 angekündigt, daß die Aufwendungen des Bundes für Wissenschaft und Forschung auf drei Prozent des Bruttosozialprodukts gesteigert werden sollen.

Damit sind die notwendigen, wenngleich nicht hinreichenden Bedingungen für unsere Selbstbehauptung angesichts der Emergenz der Weltgesellschaft geschaffen. Denn daß genau an dieser Stelle, in den Wirbeln der im Entstehen begriffenen globalen Gesellschaft, die zentrale Herausforderung unserer Zeit auf uns zukommt, kann nur leugnen, wer die deshalb erforderliche Umstellung seines wissenschaftspolitischen Blicks aus Trägheit oder der Scheu vor Kopfschmerzen verweigern will.

Wissenschaft ist schon lange in hohem Maße globalisiert. Neben der Wirtschaft hat kein anderes Teilsystem der Gesellschaft dieses Niveau erreicht. Auch nicht die Politik oder das Recht, die trotz aner kennenswerten Drangs nach Internationalisierung immer noch am Nationalstaat hängen, wie der Teufel an der armen Seele.

Die Idee einer nationalen Wissenschaft verliert rapide an Emphase und an Plausibilität. Auch ohne seinen Willen lebt der Wissenschaftler nicht im „Staat der Politik“, sondern in einer Region der Weltgesellschaft: in seiner Region dieser Gesellschaft.

Wissenschaftspolitik ist aus dieser Sicht der Dinge Regionalpolitik. Auf einen gegebenenfalls entgegenstehenden nationalstaatsverliebten politischen Willen käme es überhaupt nicht an.

Erfolgreiche Regionalpolitik in einer Welt der Konkurrenz verlangt als Bedingung ihrer Möglichkeiten weltbürgerliche Fähigkeiten. Denn die Inszenierung von Forschungsthemen, die Rekrutierung der Forscher, die sorgfältige Beobachtung der Fließrichtungen des brain drain, die Jagd nach den besten Ergebnissen

und, nicht zuletzt, nach den besten Verwertungsbedingungen, muß in globalem Maßstab erfolgen.

Nicht nur die Wahrheitskommunikation der Wissenschaft ist mittlerweile global, sondern auch die damit korrespondierenden Arbeitsmärkte. Es gibt längst einen Welt-Wissenschaftler-Markt, der regelmäßig als Speerspitze der Arbeitsmarkt-Globalisierung fungiert. Das Schicksal unserer Region, wie das aller Weltregionen, entscheidet sich deshalb mehr und mehr auch im Kampf um Talente.

Das aber bedeutet: die Aufgaben der Wissenschafts- und Wissenschaftsstrukturpolitik müssen neu gefaßt werden. Was müßte eine deutsche Weltwissenschaftspolitik dabei berücksichtigen?

Zwei Hinweise sollen genügen.

Es scheint mir hohe Zeit zu sein, daß wir uns von der Illusion verabschieden, wir könnten jetzt, bald oder in irgendwie absehbarer Zeit mit den Amerikanern auf den Feldern eines vitalen amerikanischen Interesses in Wettbewerb treten. Es mag durchaus sein, daß jenen transatlantischen Meldungen zu trauen ist, die wissen wollen, daß der weltweite – und damit auch deutsche – brain drain nach Amerika schwächer geworden ist. Aber solche Nachrichten signalisieren nur, daß die Amerikaner umsichtig auf die Bewahrung ihrer Vormachtstellung achten und nicht, daß man alsbald mit einer Umkehrung der Trends zu rechnen hätte. Es wirkt lächerlich, wenn hierzulande jede gelungene Rückführung eines ausgeleiteten Wissenschaftlers an der Pensionsgrenze als Punktspiel über die Weltmacht gefeiert wird und es ist lediglich peinlich, wenn wir Europäer mit einer „Lissabon-Strategie“ aufwarten, die sich selbst und den europäischen Bürgern weiszumachen sucht, es sei innerhalb der nächsten Dekade möglich, Amerika als Weltinnovationszentrum abzulösen.

Wenn in diesem Zusammenhang etwas von den Amerikanern zu lernen wäre, dann dies, daß man nicht Überlegungen anstellt, wie man sich in der Höhle des Löwen opferbereit den Kopf abbeißen lassen könnte, sondern daß man zunächst für Hilfe aus der Nachbarschaft sorgt – ein Geschäft, das die Amerikaner in ihrer eigenen Region mittels zielführender Stipendienprogramme seit Jahrzehnten geräuschlos betreiben.

Was hier dringend not tut ist eine energische wissenschaftspolitische Blickwende in Richtung auf die humanen Ressourcen an der Peripherie der europäischen Kernregionen.

Das bringt mich unmittelbar zu meinem zweiten Hinweis.

Was sehen hochbegabte weißrussische Mathematiker, Jungphysiker aus dem Kaukasus oder leistungsbereite algerische Ingenieurstudenten, wenn sie nach Deutschland blicken? Die Chefs der Staatskanzleien der deutschen Bundesländer wissen es (Zitat): „Nur durch eine netzwerkgestützte Bündelung vorhandener Kompetenzen verbunden mit einer gezielten Förderung exzellenter Bereiche läßt

sich die internationale Sichtbarkeit des deutschen Wissenschaftssystems erhöhen und seine Wettbewerbsfähigkeit ausbauen.“

Das ist schwer zu fassen. Es geht darum, unter globalisierten Beobachtungsverhältnissen weltweit Aufmerksamkeit erregende wissenschaftliche Attraktoren zu schaffen. Und die Verantwortlichen stellen sich tatsächlich – auch noch schriftlich fixiert – vor, sie könnten mittels einer Liaison, sagen wir: zwischen Greifswald, Marburg und Tübingen, einen „Elite-Campus-Deutschland“ schaffen, auf dem dann die ausländischen Talente tanzen sollen.

Wer mit solchen Netzwerken in internationalen Gewässern auf Beute aus ist, darf sicher sein, daß er niemals mit einem größeren Fisch, sondern allenfalls mit einer Handvoll anderwärts nicht für genießbar gehaltener Sprotten nach Hause kommen wird.

Gegen die von meinem Ministerium für Bildung und Forschung stark gemachte Idee der Leuchttürme, der Spitzenhochschulen und Eliteuniversitäten wurde von der Opposition und den ihr nahestehenden Kommentatoren und Medien eine von partikularistischer Ironie und föderalismusseliger Deuschtümelei triefende Kampagne geführt. Sie konnte nicht verhindern, daß die Wissenschaftsminister schließlich doch eingesehen haben, daß man in der globalisierten Gesellschaft ohne symbolisch aufgeladene Spitzenorganisationen keine begabte ausländische Maus hinter dem Ofen hervorlocken wird. Von einem Kompromiß war die Rede. Jetzt haben die Regierungschefs der Länder gemerkt, daß die Bundesregierung zu ihrer Finanzierungsvorlage eine tätige Mithilfe erwartet und besinnen sich wieder auf ihre kulturelle Alleinhoheit, um in selbstgewisser Beschränktheit dem Provinzialismus der Satten zu huldigen.

4

In engem sachlichen Zusammenhang mit der Frage nach den Zwängen des internationalen Wettbewerbs, der Leuchtturmproblematik und der globalen Wissenschaftspolitik steht auch ein anderes, nur auf den ersten Blick weniger zentrales Thema.

Wie Sie wissen, haben Bund und Länder den Wissenschaftsrat gebeten, eine Empfehlung zu der Frage zu erarbeiten, ob dieses Land eine Nationale Akademie braucht und wie sie gegebenenfalls auszusehen hätte.

Der Wissenschaftsrat hat leider nur den ersten Teil unserer Frage beantwortet, indem er feststellte, daß er eine solche Akademie für dringend wünschenswert und äußerst nützlich halten würde. Gestützt hat er seine, von dieser Akademie schon immer für richtig gehaltene und offensiv vertretene Ansicht im wesentlichen auf zwei bei uns nicht oder nicht ausreichend berücksichtigte wissenschaftspolitische Erfordernisse:

Er ist der Überzeugung, daß die Wissenschaftspolitik des politischen Systems „Staat“, nicht in der Lage ist, die Vertretung der deutschen Wissenschaft wahrzunehmen. Vielmehr brauche jedes Teilsystem der Gesellschaft seine eigene Außenvertretung. Die globalisierungsexponierte Wissenschaft bedürfte demnach einer wissenschaftssysteminternen Politik, wenn die weltgesellschaftlichen Interessen des Landes gewahrt werden sollen.

Zum anderen ist er der Meinung, daß wir eine Instanz benötigen, die in der Lage ist, „langfristig wichtige gesellschaftliche Zukunftsthemen zu benennen, wissenschaftlich zu bearbeiten und der Öffentlichkeit in geeigneter Form zu vermitteln“.

Für die zweite Hälfte unserer Anfrage, nämlich, wie eine derartige Nationale Akademie gegebenenfalls auszusehen hätte, hat der Wissenschaftsrat die Antwort leider an die Präsidenten der Akademien und der großen Wissenschaftsorganisationen delegiert, mit der etwas skurrilen Empfehlung, sie sollten sich über das Aussehen dieser nationalen Einrichtung abschließende Gedanken machen.

Skurril nenne ich diesen Vorschlag, weil er denjenigen die Pläne zum Bau eines Sportwagens ans Herz legt, die bisher der festen kontinuieritätswahrenden Überzeugung waren, daß Sportwagen lediglich Unheil bringen und ein bewährtes vierspänniges Fuhrwerk auch den veränderten Verkehrsverhältnissen gerecht werden könne.

Immerhin hat der wissenschaftsrätliche Aufruf einige Bewegung unter den Angesprochenen ausgelöst.

Die Union der Akademien bildete einen Dreierausschuß, der einen Entwurf mit einem Dreivorschlag ausgearbeitet hat. Nach diesem Entwurf wird zunächst die Union der Akademien – endlich, nach langen Jahren heißen Sehnsens – in die sogenannte Allianz der deutschen Forschungsorganisationen aufgenommen und diese sowohl in „Forschungsrat“ umgetauft als auch in ein Koordinationsgremium für die Auslandsaktivitäten der Forschungsorganisationen umgewandelt.

Dann wird in die siebenköpfige Union der Akademien die widerstrebende Leopoldina zwangsweise eingewiesen. Die neue Achtermannschaft soll dann die deutsche Wissenschaft vertreten und auf diese Weise die Gründung einer Nationalakademie verhindern.

Schließlich wird für die dem Wissenschaftsrat am Herzen liegenden „langfristig wichtigen gesellschaftlichen Zukunftsthemen“ ein neuer „Konvent der deutschen Wissenschaft“ gebildet.

Mich überzeugt dieses Modell nicht, auch wenn ihm die sieben Akademien ohne Zögern zugestimmt haben. Die Bundesregierung ist in erster Linie an einer kompetenten und allseits akzeptierten Vertretung der deutschen Wissenschaft interessiert. Eine solche Vertretung ist bereits diesseits der Weltwissenschaftspolitik in der inzwischen hinreichend konsolidierten europäischen Wissenschaftslandschaft nicht mehr zu entbehren.

Schon ein flüchtiger Blick auf alle jene Institutionen – von der Nationalen Kontaktstelle bis zur Heerschar der universitären und außeruniversitären Europabeauftragten –, die sich für die europäische Forschungsförderung zuständig fühlen und den suchenden Forschern die Wohltat der Instruktion erweisen wollen, zeigt die absolute Notwendigkeit einer solchen Vertretung. Das in Brüssel vorfindliche deutsche Konglomerat ist bedrückend ineffektiv, zeitraubend und teuer – so als sei der deutsche Immobilismus des ausgehenden 20. und des 21. Jahrhunderts wissenschaftsorganisatorisches Fleisch geworden. Vor allem aber wirkt dieses Geflecht lächerlich im Vergleich mit unseren teils atemberaubend effektiven Nachbarn, und seine alsbaldige „Entflechtung“ dürfte allen Einsichtigen unerlässlich erscheinen.

Die hier angesprochene Vertretungsaufgabe kann jedoch, wie gesagt, nur die Wissenschaft selbst plausibel und verantwortungsvoll wahrnehmen. Hierzu müßten die Selbstorganisationskräfte der Wissenschaft mobilisiert werden. Das sollte aber, wie der Wissenschaftsrat ausdrücklich und zu Recht angemerkt hat, gerade nicht durch einen bloßen Zusammenschluß der Länderakademien versucht werden. Denn diese sind weder umfassend legitimiert noch – bei allem Respekt – ausreichend qualifiziert für eine Aufgabe, die sie bislang niemals wahrgenommen haben. Sie sollten sich auf eine wirkungsvollere, besser sichtbare und nachhaltige Erledigung ihrer bisherigen Aufgaben konzentrieren.

Eine von Wissenschaftlern geführte, am besten durch Wissenschaft und Politik neugegründete wissenschaftliche Vertretungsinstanz – die Akademie zu nennen, kein Grund ersichtlich ist – wäre vermutlich die beste Lösung.

Was die „Zukunftsthemen“ angeht, so entstehen sie in der Zukunft und sind Themen der Zukunft. Akademiker können diese allerdings genauso wenig vorhersehen wie die orakelnde Sibylle auf ihrem Dreifuß in Delphi oder das von meiner Regierung veranstaltete Futur-Projekt, so daß der erwartbare Ertrag notwendig bescheiden und problematisch sein wird.

Was der Wissenschaftsrat an Beispielen zitiert hat, nämlich „Bevölkerungsentwicklung“, „Migration“, „Arbeit“, „Klimawandel“, „Biodiversität“, „Verkehr“ usw. sind demgegenüber Gegenwartsthemen der anstehenden Weltgesellschaft, die zweifellos transnational bearbeitet werden müssen. Das ist mit Aussicht auf Erfolg nur möglich, wenn eine entsprechende Beratungskörperschaft eine enge Verbindung mit der Politik eingehen würde.

Ich kann davon absehen, daß der Wissenschaftsrat die damit notwendig verbundene Regierungs- oder Politikberatung eigentlich nicht als „vorrangige Aufgabe“ einer Nationalakademie wünscht. Denn ich selbst bin, aus denselben Gründen, die mich von meiner anfänglichen Neigung zur korporativistischen Kommissionitis wieder abgebracht haben, äußerst skeptisch gegenüber dieser Art von politischer Praxis.

Denn die Resultate des aufwendigen Unternehmens sind sichtlich bescheiden. Es ist auch kein Zufall, daß die Ratschläge etwa der Herren Hartz und Rürup, aber auch anderer, nicht eins zu eins, wie es anfangs irritierend hieß, umgesetzt wurden. Ich habe eingesehen, daß der Wähler mich und nicht die Leiter von Expertenkommissionen für das Treffen verbindlicher Entscheidungen auserkoren hat. Im übrigen scheint es mir für eine Organisation im Wissenschaftssystem wichtigere Themen zu geben als die „gesellschaftlichen Zukunftsfragen“. Ich denke etwa an die wissenschaftliche Beobachtung der Zukunftserfordernisse von Wissenschaft und Forschung selbst; an die Frage nach Form und Entwicklung nationaler und transnationaler Wissenschaft, Forschung, Wissenschaftspolitik und Wissenschaftsförderung in der Weltgesellschaft.

Da wir bislang über eine wissenschaftssysteminterne Politik nicht verfügen, besteht hier, national und transnational, eine Leerstelle, die weder vom Wissenschaftsrat noch von der Deutschen Forschungsgemeinschaft wirklich gefüllt wird. Dafür sollte eine Nationalakademie Akteur und Ansprechpartner zugleich sein. Es kann nicht in erster Linie darum gehen, der Welt zu sagen, wohin sie geht, sondern darum, dem Wissenschaftssystem selbst und der Welt zu sagen, wohin dieses System geht, mit welcher Geschwindigkeit und welchen Konsequenzen, mit welchen Kosten, Zumutungen, Versprechungen und Leistungen.

Aber das scheint die Wissenschaft noch nicht begriffen zu haben.

Immerhin hat die Leopoldina, ohne die dementsprechend indignierte Union zu fragen oder hinzuzubitten, inzwischen eine „Arbeitsgruppe Nationalakademie“ gebildet und diese – neben den beiden eigenen Mitgliedern – mit je zwei Vertretern der DFG, der MPG und Acatech besetzt. Vielleicht fällt dieser Gruppe ein überzeugenderes Konzept ein. Meine Hoffnung ist allerdings gedämpft, denn nach fünfzehn Jahren der Diskussion dürften neue Gesichtspunkte kaum noch zu entdecken sein.

Mir scheint in diesem Zusammenhang die von der Berlin-Brandenburgischen Akademie mit Bedacht gepflegte Politik ihrer unabwendbaren Unumgänglichkeit ein vielversprechender Weg zu sein.

5

Abschließend möchte ich noch auf eine weniger prominente Perspektive meiner Wissenschaftspolitik eingehen, weil sie die Akademien in besonderer Weise betrifft und weil sie – fokussiert auf das „Akademienprogramm“ – ebenfalls jüngst Gegenstand einer Empfehlung des Wissenschaftsrats war: die Geisteswissenschaften.

Über die Rolle der Geistes- und Sozialwissenschaften wurde in den vergangenen zwanzig Jahren intensiv diskutiert, wobei die Meinung, diese Wissenschaften

befänden sich in einer tiefen Krise, periodisch gegen die Meinung, außer einem bißchen Geld fehle nicht wirklich Wesentliches, ausgetauscht wurde. Die Ursache für diese schwankende Bewertung ist jedenfalls teilweise auch eine Funktion der Befindlichkeiten bestimmter Geisteswissenschaftler.

So sind etwa die seinerzeitigen Neo-Linken mit ihrer Hoffnung, durch Pädagogik und Kultur den neuen Menschen zu generieren, rettungslos gescheitert. Die Geschichte lehrt nicht das bessere Leben, und auch die Kunst verändert nicht viel.

Jetzt suchen sie Themen und Felder der Profilierung – und wer dabei auf die Beherrschten nicht zählen kann, der sinnt eben den Herrschenden seine Dienste an. Aus dem kritischen Intellektuellen, der die Möglichkeit des Richtigen im Falschen radikal bestritt, um das Falsche auf den Müllhaufen der Geschichte zu verbannen, wurde inzwischen der rhetorisch gewitzte Politikverkäufer oder Wirtschaftsberater.

Man strebt in „hochrangig besetzten“ Kommissionen zur Rente, zur Ethik, zur Gesundheit, zum Krieg und zur um sich greifenden Verzweiflung einschließlich ihrer Behebung. Man ist völlig zufrieden, die Welt mehr schlecht als recht zu erklären. Von Veränderungen, auf die es doch angeblich ankommen sollte, ist keine Rede mehr.

Selbst die Theorie-Praxis-Verbindung, eine heilige Kuh zu Zeiten der Veränderungskonjunktur, will niemand mehr beschwören. Man arbeitet leidenschaftslos seine Angebote aus und wartet auf Nachfrage – nicht selten in der Pose des Wirtes, der seine Gäste verachtet, aber mangels anderer Erwerbsgelegenheit doch nicht von ihnen lassen kann.

Die staatstragenden Linken schließlich werden jetzt für die Bürgergesellschaft aktiv und versuchen dem Staat jenen Klienten vom Halse zu schaffen, der, bis vor kurzem noch sorgsam gezeugt, gehegt und gepflegt, der hohen Hand jetzt immer lästiger wird. Wo gestern noch die Wohltaten der Steuerung besungen wurden, ist heute von den Chancen liberal-kommunitärer Konzepte die Rede.

Es liegt allerdings auf der Hand, daß dieser Typus von Geisteswissenschaftlern nicht den gesamten Kosmos der auf diesem Feld Arbeitenden erschöpft.

Auch konservativ geartete Analysten stellen immer wieder fest, daß in den Geisteswissenschaften erbittert und verbittert um Legitimität gerungen wird. Während die Naturwissenschaften aufgeregter Beobachtung ausgesetzt sind und sich gegen allerlei schwer beherrschbare Ängste verteidigen müssen, sehen sich die Geisteswissenschaftler entweder ignoriert oder diffamiert oder höhnisch-eindringlich nach Zweck und Nutzen ihrer Tätigkeit befragt.

Ihre Antworten klingen auch für mich nicht immer überzeugend. Aber es ist klar, daß etwas geschehen muß.

Ohne Zweifel wurden viele institutionelle Fehler gemacht. Das Wissenschaftssystem konnte den sprunghaften Ausbau der Lehr- und Forschungskapazitäten

nach 1968 nicht verdauen. Das ist auch eine Folge der Kürzungen der entsprechenden Fächer an den Schulen, Fächer, die den traditionellen Abfluß für den Absolventenausstoß verstopften und angemessene Stellenangebote immer seltener machten. Noch immer breitet sich auf den Fluren der einschlägigen Fakultäten Trauer aus, wenn die Examensnoten bekanntgegeben werden: nicht wegen schlechter Ergebnisse, die es selten gibt, sondern wegen der von jetzt an unka-schierten Realität eines äußerst ungewissen Arbeitsmarktes.

Bei seiner inneren Evolution hat das geisteswissenschaftliche System allzu eifrig das Effizienzmodell der Naturwissenschaften kopiert. Immer mehr empirische Projekte auf immer kleineren Feldern wurden abgesteckt, aber die Erträge des Details sind eben oft auch nur Detail. Wer den Wirkungsgrad einer Solarzelle steigert, darf auf Weltruhm hoffen. Wer die Geschichte des Nationalsozialismus in Rheinland-Pfalz unter besonderer Berücksichtigung von Bad Kreuznach schreibt, hat Glück, wenn er außerhalb von Bad Kreuznach einen Leser findet.

Auf der anderen Seite hat das halbherzige Projektdenken Institutionalisierungen und Versteinerungen befördert, die als verwitternde Monumente überholter Gelehrsamkeit jeden frischen Wind brechen.

Die undisziplinierten disziplinären Zellteilungen der Großen mit ihrer unermüdlichen Hervorbringung neuer Fächer haben die Vorlesungsverzeichnisse überschwemmt und Bindestrich-Spezialisten hervorgebracht, mit denen niemand etwas Rechtes anfangen kann. Auf der anderen Seite werden kleine – also ebenfalls geisteswissenschaftliche – Fächer zunehmend unter betriebswirtschaftlichen Prämissen eliminiert. Und der klassische Gelehrte soll sich im Tarifvertragsspezialisten und Fundraiser vollenden. Eine hohe Zahl von Studienabbrechern und perspektivlosen Langzeitstudierenden mit innerer Exmatrikulation verdirbt zusätzlich die Stimmung.

Der Wissenschaftsrat hat die Absicht bekundet, sich systematisch einzumischen. Seine generellen Empfehlungen zum Thema „Geisteswissenschaften“ stehen noch aus. Aber zu einem nicht ganz unwesentlichen Teilaspekt, dem Akademi-enprogramm, das schon dem Namen nach lediglich die Akademien betrifft, hat er sich kürzlich geäußert. Der Leitgedanke seiner Empfehlung, dieses Programm zugleich zu konzentrieren, indem es auf Geisteswissenschaften beschränkt wird, es zu flexibilisieren, indem es mit Höchstzeiten und kurzfristig einstellbaren Modulen versehen wird und es zu modernisieren, indem es für die kompetitive Mitwirkung aus der gesamten Republik geöffnet wird, findet meine volle Zustimmung.

Ich hoffe, die Akademien sehen sich in der Lage, diese Empfehlung, die das Programm *der* Akademien in ein Programm *an den* Akademien verwandeln möchte, umzusetzen, obwohl es nicht ganz leicht sein wird, die Alleinherrschaft über das

gegenwärtige Fördermodell aufzugeben und die Betreuungstore für die Gesamtheit der Geisteswissenschaftlergemeinschaft zu öffnen.

Im Rahmen der Innovationsoffensive meiner Regierung wurden ebenfalls einige Weichen gestellt. Das zuständige Ministerium für Bildung und Forschung hat unter dem Stichwort „Geisteswissenschaften im Zukunftsdialog“ ein differenziertes Konzept für eine Forschungsinitiative ausgearbeitet, die ihren Schwerpunkt in der Relevanz der vorgeschlagenen Studien für die zukünftige gesellschaftliche Entwicklung haben wird. „Krise der Erwerbsgesellschaft“, „Mythos Chancengleichheit“, „der Wettkampf als Lebensform“ lauten einige der Leitbegriffe, mit denen die Wissenschaft unter anderem angeregt werden soll, nach den Möglichkeiten eines dritten Weges zwischen etatistischem Sozialstaat und neoliberaler Verfaßtheit zu suchen.

Natürlich handelt es sich hier nur um eine kleine, als Ausgleich für institutionelle Defizite gedachte Hilfe und nicht um ein großes Programm zur Rettung und Rehabilitation der Geisteswissenschaften, denen, wie wir wissen, mit wenig Geld viel geholfen werden kann.

Viel schwerer wird es sein, den Geisteswissenschaften wenigstens einen Teil ihres alten Selbstwertgefühls zurückzugeben, denn sie haben anscheinend das Bewußtsein dafür verloren, daß sie immer noch das wahre Salz jeder Wissenschaft sind und geben diese Position zunehmend an die Biowissenschaften ab. Ich teile die Überzeugung der Bundesministerin für Bildung und Forschung, wenn sie die gesamtgesellschaftliche Relevanz der Geisteswissenschaften betont, weil es in erster Linie sie sind, die unsere Fragen bearbeiten, Fragen nach dem Selbst- und Weltverständnis des Menschen, nach den normativen Prinzipien, die sein Handeln leiten und nach den sozialen Regeln, denen er folgt.

Darüber hinaus liegt aber auch in der Unübersehbarkeit der zukünftigen Weltgesellschaft eine von den Geisteswissenschaften noch nicht wirklich begriffene Chance für ein größer angelegtes Engagement. Hier eröffnen sich nämlich Aussichten auf neue Themen und neue Inhalte, die nicht nur faszinierend sind, sondern die auch unverzüglich in Angriff genommen werden müssen, um der unveralteten Maxime von Auguste Comte gerecht zu werden: „Sehen, um voraus-zusehen, so lautet der Spruch der wahren Wissenschaft.“

So verlangen etwa die extreme Beschleunigung der globalisierten Lebensverhältnisse und die Verabschiedung des Nationalstaates als einer quasi naturnotwendigen Entität eine entschiedene Umstellung unserer Perspektiven, um den um sich greifenden Provinzialismus zu bekämpfen und der drohenden Stagnation der Regulierungen auszuweichen.

Es könnte auch Aufgabe europäischer Geistes- und Sozialwissenschaften sein, die posttotalitären Mentalitäten osteuropäischer Provenienz methodisch nach Anhaltspunkten für neue wissenschaftliche Einstellungen zu durchpflügen –

nicht zuletzt auch, um Rückfällen vorzubeugen, die schließlich auch im Westen angesichts regionaler Zusammenballung von Medienmacht, Geld und Gesinnungslosigkeit nicht ausgeschlossen werden können.

Soviel zu einigen, wie ich hoffe, verständlichen Grundsätzen meiner Wissenschaftspolitik. Auf Verständnis treffe ich selbst in meiner Partei häufig nicht. In den Medien wird deshalb hier und da sogar von einer „Kanzlerdämmerung“ gesprochen. Es mag sein, daß einige meiner Politik nicht folgen können und mich deshalb in jenem Halbdunkel vermuten, in dem sie selbst stehen. Was die Wissenschaftspolitik angeht, so wäre die Dämmerung jedenfalls als Morgendämmerung zu deuten, die in Kürze durch den Aufgang der Sonne vertrieben werden wird.“

6

Meine Damen und Herren, das war die offene und fallweise durchaus selbstkritische Rede, die der Herr Bundeskanzler fast gehalten hätte oder jedenfalls hätte halten sollen. Die Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften hätte ihr nichts hinzufügen wollen – abgesehen vom Dank für Ihre Aufmerksamkeit.

Die Künstler der Festveranstaltung



Jocelyn B. Smith

Das musikalische Programm des Leibniztags 2004 wurde von Jocelyn B. Smith mit Liedern des griechischen Komponisten Mikis Theodorakis gestaltet. Jocelyn B. Smith lebt als Amerikanerin in Berlin und gilt mittlerweile als eine der ausdrucksstärksten und stimmungsgewaltigsten Soul-Interpretinnen. In New York geboren, kam sie mit 24 Jahren zum ersten Mal nach Berlin, verliebte sich in diese Stadt und erklärte sie von da an zu ihrer Wahlheimat. Sie begann früh mit einer klassischen Klavierausbildung, entdeckte danach aber ihre Leidenschaft für den Gesang. Inzwischen gastiert sie weltweit und ist in Jazzkellern ebenso zuhause wie in der Philharmonie. Sie sang nach dem 11. September 2001 vor 200.000 Zuhörern vor dem Brandenburger Tor und trat in „Surrogate Cities“ des zeitgenössischen Komponisten Heiner Goebbels sowie in Mikis Theodorakis' Oper „Die Metamorphosen des Dionysos“ auf. Die Begegnung mit dem griechischen Komponisten hat sie musikalisch stark geprägt. Seine Lieder gehören zu den eindringlichsten ihres Repertoires. – Jocelyn B. Smith wurde begleitet von Henning Schmiedt/Piano und Volker Schlott/Saxophon.